

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

154 (7.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Ausgesteuert

Nun stütern seine mageren Hände,  
Nun ist es zu Ende,  
Nun ist es aus und vorbei,  
Und was werden soll,  
Das weiß er nicht.

Er stand noch einmal in der langen Reihe,  
Er hat noch einmal sich mit angestellt,  
Er hat noch einmal an den Schalter sich geschoben,  
Er hat noch Geld genommen,  
Nun ist auch das vorbei.

Er fragt nicht mehr, warum der Tag gekommen,  
Er fragt nicht mehr, warum die Sonne scheint,  
Er fragt nicht mehr nach Zeit und Stunde,  
Er fragt nicht mehr nach Dunkelheit und Nacht  
und fragt nicht mehr nach sich und seinem Leid.

Den ganzen Sinn der Welt hat er verloren,  
Den Namen seiner Lage spricht er nicht,  
Es stütern nur die alten mageren Hände,  
Er sieht sich an und sieht sich nicht  
und ist vorbei  
und darf nicht wiederkommen. Alfred Thieme.

## Tilman Riemenschneider

(Zu seinem 400. Todestag am 7. Juli)

Der Naturalismus, der der Malerei zum Vorteil gereichte, hat ungewöhnlich die Plastik schwer beeinträchtigt. Der Bildhauer kann nicht wie der Maler in das Porträt, in die Landschaft seine Zuflucht nehmen. Er ist auf den Menschen angewiesen. So kommt es denn in der deutschen Plastik zu einem besonders peinlichen Kompromiß zwischen Gegenstand und Form; Christus, die Erpäuer, Apostel, Propheten und Heiligen sind brave deutsche Stadtbürger, die wie in den Fassionspielen jener Tage fromme Historie spielen müssen. Bildnisbüsten oder nackte Heiligengötter darzustellen, wie jemals der Alpen, wagen die deutschen Meister nicht.

In diesen Grenzen hält sich auch die Kunst Tilman Riemenschneiders, der um 1464 in Wertrode am Harz geboren, schon als junger Geistle nach Würzburg kam und sich hier niederließ. („Meister Doll“, wie ihn seine Mitbürger nannten.) Es fehlte ihm nicht an Aufträgen für Schnitzarbeiten, die ihm besser lagen als Steinplastiken. Riemenschneiders Kunst geht auf das Antike, auf die feinen, weichen Züge, Gleich seinem Minnesänger Heinrich von Meissen, der 200 Jahre früher in Mainz gelebt hat, könnte man ihn „Frauenlob“ nennen. Lebende Menschen gesungen ihm besser als tätige. Wie bei seinem Zeitgenossen, dem Florentiner Maler Sandro Botticelli, schauen seine Menschen, sogar im kindlichen Alter schon, verträumt und unglücklich. Man versteht das nicht recht: ihr Schöpfer stand als Ratsher und Bürgermeister in hohen Ehren und wurde sogar mit der Ausführung des Doppelsarballs für die Stifter des Bamberger Doms, den Kaiser Friedrich II. und die Kaiserin Kunigunde, beides heilige Leute, betraut. Er konnte es in besonders gutem Material, in Reibheimer Marmor, ausführen.

Aber dieses äußerlich impulsive Doppelcharakter ist für Riemenschneiders Art keineswegs charakteristisch. Ein gekreuzigter Christus, klagende Frauen, einen Johannes, der seinen Schmerz in sich hineinwürgt; das liegt ihm weit besser. Für Riemenschneider war die Renaissance nicht, wie für Holbein, eine Befreiung, ein Alarmruf, sondern eher ein Totenglocken. Sie war der Abgleich von seiner über alles geliebten gotischen Kunst. Er wollte nichts wissen von dem weltbürgerlich revolutionären Geiste, der von Italien herüberkam, sondern blieb der deutsche Stadtbürger, ein unendlich gewissenhafter Handwerker, der sich in dem Gefühl der Gewänder, in dem Gedächtnis der Vorden, in der Durcharbeitung der Hände und Füße nicht genug tun konnte.

Gerade diese konservative Haltung hat Riemenschneider in den Konflikten mit dem Bischof von Würzburg hineingetrieben, der für ihn so verhängnisvoll werden sollte. Es war die Sorge um die städtischen Rechte, die den Würzburger Magistrat zu dem Bündnis mit den aufständischen Bauern und den mit ihnen vereinten Reichstritten Florian Geyer und Götz von Berchtingen trieb. Konrad von Thüngen, als Würzburger Bischof auslässig Herzog von Franken, hob vor den Aufständischen im Frühjahr 1525 und feierte erst nach der Vernichtung des Bauernheeres bei Königshofen zu einem furchtbaren Strafgericht zurück. Jakob Köll, der Hauptmann der Bauern, wurde auf dem Marktplatz mit vier Bürgern enthauptet. 70 andere Bürger wurden verhaftet, davon

45 auf der Feste Marienberg eingekerkert. Unter diesen befand sich auch der Bürgermeister Tilman Riemenschneider. Nach neun Wochen Haft „hat man sie aus ihren Gefängnissen geführt und sind diese Riemenschneider mit zwei Genossen vom Henker hantieren und gemartert worden“. Mit dem größten Teil seines Vermögens mußte er zurecht kommen. Er war ein gebrochener Mann. Nicht ein einziges Werk mehr hat er noch geschaffen bis zu seinem Tode am 7. Juli 1531.

So endete ein reiches Künstlerleben als eine Tragödie. Eine typisch deutsche Tragödie... Hermann Sieber.

## Kirchenkonzert

Der Kirchenchor der Christuskirche veranstaltete zugunsten der Wohlfahrtswerkslosen der Stadt Karlsruhe ein Kirchenkonzert. Das vorläufige Programm, das von langjähriger Leiter des Chorus Hermann Krieger aufgestellt wurde, wurde mit einem feierlichen Orgelpräambulum eröffnet. Trotz der einfachen, unkomplizierten Satzung, deren sich der Altmutter bediente, hörte sich das Werk, dank der farbigen, distreten, nicht überladenen Registrierung, die ihm durch den Organisten Hermann Krieger zu Teil wurde, fürwahr an. Aus dem Sopra-Drachentum von Händel lang Kammerfängerin Marie Farns die Arie: „Es steht ein freundlich Morgenrot“. Auch an den übrigen Sätzen die die Künstlerin noch lang, konnte man wieder die Schönheit des außerordentlich wohlgeleiteten Materials bewundern. Der voluminöse Sopran füllte das Haus, besonders bei dem Kriegerischen Psalm, bei dem Marie Farns das Sopran solo sang, fiel die tiefste Verinnerlichung auf, die dem Vortrag eine ernste, feierliche Note gab. In das Programm war auch der Kriegerische Chor: „Wenn ich mit Enselunen“ aufgenommen. Der Komponist nahm die Dichtung Goosmanns, der das Liebeskapitel aus dem Korintherbrief zugrunde liegt, zum Vorwurf. Es gibt mehrere dichterische Bearbeitungen dieses „Briefes“, sie werden aber immer stümmerliger. Dadurch, daß Krieger eine solistisch geführte Sopranstimme aus dem Chor herausreist, wird eine eigenartige Stimmung erzeugt, die ihre Wirkung auf den Hörer nicht verfehlt. Die Musik zu diesem Psalm hat eine persönliche, tief

gefällige Prägung, an der man die plastischen natürlichen Gedanken loben muß, ebenso die innige Kantilene und das Streben nach Wohlklang. Von der heiligen Komposition Margarete Boigt-Schmeitert bekam man einen Loblied zu hören. Er ist für eine Sopranstimme gefast. Die ganze Anlage der Arbeit zeigt eigenes Profil. Es spricht ein starkes Empfinden und eine feinsinnige Ausdrucksweise aus der Komposition. Als Instrumentalist wirkte Konzertmeister Ohsenfeld mit. Er verstand technisch wie musikalisch sehr gut und feinsinnig, abgeklärt den zweiten Satz aus Beethovens Violinkonzert zu gestalten. Krieger zeigte sich bei der Orgelbegleitung als ein ausgezeichnete Kenner des Werkes, der dessen wunderbare Schönheiten durch plastische niemals überbetonte Begleitung bis auf den Grund zu erschöpfen verstand. Auch sonst zeichnete sich die Begleitung durch ausgeprägtes Feingefühl aus. Das der Chor durch eine sorgliche Schule geht, beweist die ganz vorzügliche Wiedergabe der überaus schwierigen deutschen Messe von Schubert, die allerdings überaus hat, die ermüdende Vor allem fiel die tonreine Verlebungung auf, die schöne Ausgeschiedenheit der Stimmen, der besonders im Piano weiche Stimmung, dann noch die zurückhaltende und doch charakteristisch klingende Begleitung, die von Mitgliedern der Volkshalle mit feiner Einfühlung bestritten wurde. Das sehr gut besuchte Gotteshaus lautete andächtig den trefflichen Ausführungen.

Schwäbin mit zwei Schwalbenherren. Episode aus dem Vogelwelt. In der Wochenschrift eines Hauses ist ein Schwäbinchen, b. h. hier verläßt die Sprache, es ist kein Pärchen, sondern ein Dreieckchen, wenn dieses Wort vom Lustspiel der Menschen auf die Vogelwelt übertragen werden darf. Schon seit zwei Jahren lebt die Schwäbin mit zwei Schwalbenherren friedlich und freundlich zusammen. Sie sind miteinander gekommen, haben ihre gemeinsamen Jungen aufgezogen, sind nach Eider geflogen und gemeinsam wiedergekommen — und auch heute führen sie diesen stillen Bund, der wenig feindseligkeiten haben dürfte, in alter Eintracht durch. Was für merkwürdige Einsichten ins Seelenleben der Tiere eröffnen uns solche und ähnliche Beobachtungen. D. Thiele.

## Revolutionäre — im Zylinderhut

### Bedeutungswandel einer Kopfbedeckung

Keine männliche Kopfbedeckung erfreut sich bei uns einer solchen Beliebtheit, wie gerade die würdevollste und feierlichste, der Zylinderhut. Man fühlt sich fast verpflichtet, bei jeder Anwesenheit und jedem Gebrauch einen solchen Hut über sich zu machen. Diese Abneigung entspringt der Wirklichkeit, den Tatsächlichkeiten, denn der Gebrauch des Zylinderhutes ist durch die Geschichte und den Wandel des Lebens wandelt und noch kein Hut der Welt, der sich so sehr dem Wandel unterworfen hat, wie der Zylinderhut. Die überlebende Geschichte in ihm ausfließen. Gefühle, die sich auf das Kleingefühl übertragen, das den Gang zu solchen Situationen, Examen, Begräbnis, Standesamt, nach außen hin vor aller Welt deutlich zum Ausdruck bringt. Für den Karikatüristen stellt der Zylinder das Symbol des Kapitalismus dar.

Wie ein Karadoxon fast müde es uns an, wenn wir der Entstehung dieser unstrittigen Kopfbedeckung nachgehen. Sie, die die verlorene Würde, die überlebende strenge Gesinnung ausdrückt, ist entstanden aus dem schroffen Gegenteil, entstanden aus der Revolution. Dieser feierliche und sonderbare Hut war in seinem Ursprung eine Revolution. Kein anderer Revolutionär ist so sehr geworden, hat sich so sehr gewandelt. Der Zylinderhut ist jetzt rund 150 Jahre alt, er ist ein Kind des 18. Jahrhunderts, aber in Gegenüberstellungen zu jener Zeit des Rokoko. In ihm trat er als Umwälzer gegen das Bestehende auf, als Behauptungsbewerber, nach dem neuen Menschengemach. Er war das äußere Zeichen einer jenseits französischen, wie auch deutschen Periode des Sturms und Dranges, jener geistigen Revolution, die der großen gewaltigen Umwälzung des 18. Jahrhunderts vorausging.

Wie üblich mußte sich auch diese neue Mode des Zylinderhutes mit einer Anleihe behelfen, wie denn selten die Mode etwas ganz Neues, Originelles erfährt, auch hier ist alles meistens schon dagewesen. Zeitlich doch schon ein Kind des 17. Jahrhunderts, also um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, einen veritablen Zylinderhut, freilich nach unseren Begriffen einen sehr schweren. Nun im 18.

Jahrhundert war England mal wieder wie so oft das Land, das die Mode, wenn auch nur mittelbar abgab. Hier trat man im Gegensatz zum flachen Dreieck mit aufgeschlagenen Kanten, wie ihn der königliche Galan in Frankreich mehr unter dem Arm, als auf dem Kopf zu tragen pflegte, einen hohen Hut mit einer in leichten Schwünge aufwärts liegenden Krempe, darum als Schirm ein Band mit Schnalle, und zwar trug man ihn wirklich. Und ebenso wie hier auch in der englischen Kolonie in Nordamerika. Und von hier aus ist letzten Endes der Hut so seiner Beliebtheit in Europa als eines revolutionären Kleidungsstückes gekommen; denn der Weltfreigeist, den die Nordamerikaner zu jener Zeit führten, machte wie diese selbst so auch ihre Kopfbedeckung auf dem Festlande beliebt, auch diese wurde als unzulänglich empfunden. So wurde um 1780 der Zylinderhut mit dem Traut und dem Reithüte, die man direkt aus Frankreich übernahm, die Tracht, die sowohl in Frankreich, wie in Deutschland als Opposition gegen das höfliche Schmuckel, die bestehende Ordnung ausgetrieben wurde. Die Weltfreiheit erlangte sie bei uns eine außerordentliche Volksbeliebtheit.

Der Zylinderhut trat mit ihr seinen Ausgesagten an, er eroberte sich bald die bürgerlichen Kreise, er gewann er sich ja ursprünglich in Gegenüberstellung hatte. Er unterwarf auch diese und damit seine revolutionäre Rolle ausgespielt. Der deutsche Bürger des Biedermeier verlor die große Zylinderhut zusammen mit dem Patronus und der dunkel gestrichelten Weste. Aber seine Entwicklung drängte immer weiter nach oben, er hatte Energie, er drang in die höchsten Kreise, wurde immer mehr anpruchsvoller, so daß sich im weiteren Verlauf des Jahrhunderts die Bürgerlichkeit wieder von ihm abwandte. Er wurde vornehm. Und zur Zeit hat er wohl den Gipfelpunkt der Entwicklung erreicht, die so groß ist, daß bis zum völligen Verschwinden aus dem letzten letzten Gelegenheiten kein weiter Schritt mehr zu scheitern. Doch er ist abge, diese seine letzte Stellung behauptet er trauhaft und wird sich auch aller Voraussicht nach noch lange für halten. D. Thiele.

**ALOIS NOLD**  
**DIE HOLLE**  
**VON CAYENNE**  
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegationsrats  
Verlag: Verlagsgesellschaft Volksfreund GmbH, Karlsruhe  
Nachdruck verboten

**24. Juni**  
**Gesund**  
Einige Tage später kommt der Arzt von Royal herüber und erklärt mich für gesund. Nun bin ich eben gesund und muß wieder wandern, muß meine mir lieb gewordene Insel St. Joseph verlassen. Noch mehrere Kameraden mußten von hier scheiden. Gerne stehen wir nicht, und doch sind wir auch wieder froh, hergestellt ins Lager nach Cayenne zu kommen. Das kleine Verlebschschiff „Sanna“ bringt uns wieder zurück nach St. Laurent. Am Abend kommen wir bereits wieder in der Strafkolonie Cayenne an.

Ganz gewaltig tritt jetzt wieder der Fuchtschmerz in mir auf. Er läßt mich keine Ruhe mehr.

Mit wenig Appetit, aber mit desto größerem Hunger, verschlingen wir die nicht besonders gute, dicke Abendkost. Wir sitzen noch kurze Zeit auf der Bank und tauschen in deutscher Sprache unsere Meinungen aus, bis der diensttuende Aufseher uns zur Ruhe schickt.

**Strahlenbau im Urwald**  
Dicker blauer Dunst liegt im Barackenraum! Es ist kaum zum Aushalten. Wir schütten unseren Kaffee hinunter. Er schmeckt nicht. Aber ich habe Durst, fürchterlich Durst. Deshalb trinke ich. Ich erfahre, daß ich heute noch nach Kourou zum Strahlenbau verkehrt werde. Sie wollen mich also mit Gewalt kaputt machen. Denn das gefährlichste Kourou ist die letzte Etappe zum Sterben. Alle Gefangenen wissen das und fürchten sich davor.

Ich bin ein gebildetes Lamm, nehme alles hin und hoffe, daß ich auch da wieder heim heraus kommen werde. Meine Papiere sind fertig gemacht, ein Aufseher erscheint, um mich nach dem Lebensnotwendigkeitskommando zu bringen. Fünf Schritte gebe ich in meinem üblichen Schlepptag voraus, hinter mir trabt mein bewachender Begleiter mit seinem schwarz geladenen Revolver her.

Ich sehe zur rechten und zur linken Seite unseres Weges ganz

nette, fast anheimelnde Waldpartien. Die unteren Stammäste sind schon vor langer Zeit entfernt worden. Die Straße hat eine grauliche Gestalt. Bei ihrem Bau, der im Jahre 1888 bei Cayenne begonnen wurde, mußte mancher arme Strafgefangener sein Leben lassen, der nun unter dem Balkenfundament im ewigen Schlaf liegt. Recht komisch wird es mir bei diesen Gedanken zu Mute. Ich befreite jetzt, daß alle Leidensgenossen vor Kourou Furcht haben. Ich gebe aber mit Todesverachtung zu diesem schrecklichen Kommando.

Urwald, Sumof und leichte Seen bilden das Terrain der werdenden Straße. Tausende Urwaldbäume sind schon gefällt und müssen noch gefällt werden. In Kourou bei dem Arbeitskommando angelangt, melde ich mich bei dem Oberaufseher „Strafgefangener Alois Nold melde ich von Laer Cayenne hierher zur Arbeit.“ Ein Wink und ich bin entlassen. Ich gebe zunächst zur Kolonnenhütte und verstaube mühevoll meine wenigen Habseeligkeiten. Wenn alles auf geht, werde ich es fertig bringen, hier meinen Fuchtschmerz auszuführen. Ein sonderbarer Gedanke kommt mir, ein Gedanke, der ans Unerwartete grenzt. Wie viele Gefangene sind hier und wie wenig Aufsichtspersonal? Wenn da Einigkeit wäre, wenn sich da Ehrlichkeit und Eintracht zusammenfänden, dann könnte man die Fesseln lösen und leicht seine Freiheit gewinnen. Aber der Zwiespalt, der Hohn und der Reib unter den Gefangenen ist die beste Wende solcher Klänge und Gedanken. Kein Gefangener traut seinem Nachbarn. Jeder versucht den anderen, wenn es nur irgendwie möglich ist, bei den Aufsehern anzufluchen und dadurch einen Nutzen herauszuschinden. Mit einem Satz gelangt: „Es betrifft hier ein einengender Geistesmus, wie er kaum noch sonstwo anzutreffen ist.“

Ich bin auch einer solchen Sippe zugehörig und verlaufe, so gut als irgend möglich mit den Haken auszukommen. Das Kolonnenkommando, dem ich angehöre, hat die Aufgabe, Steine von der einige Kilometer entfernt liegenden Meeressüste an die Baustelle zu führen. Schlimm wäre die Arbeit nicht, wenn man mit dem beladenen Karren nicht bergan müßte. Und dann: Hat man einen ganzen Tag das Aufwühlmaterial herbeigeschafft, so kann man am anderen Tage erleben, daß die ganze Planierung im Sumof versunken ist. Nun heißt es, nochmals nachfüllen, bis man endlich festen Grund hat. Schon volle 44 Jahre baut man jetzt an dieser Anlage und hat glücklicherweise 44 Kilometer fertiggestellt, also im Jahre genau einen einzigen Kilometer.

44 Baujahre! Und tausende Sträflinge baden dabei ihr Leben

lassen müssen. Ihre Leichen schlammern in den Schlingendornbüschen der Sümpfe. Täglich, ja stündlich hauchen solche arme Menschenflöße ihr Leben aus und werden in irgend einen Graben oder Sumpf verfrachtet. Stumpf sinnig läßt uns all dies Geschehen. Die unheimliche Behandlung macht keinen Eindruck mehr auf uns. Gleichgültig sehen wir zu, wie mit den Leichen der zu Tode gefolterten Strafgefangenen umgegangen wird. Ich kenne sehr schöne Plätze hier, d. h. hinter in Cayenne, wo man einen Friedhof anlegen könnte, wo im Schatten der Urdbäume ein stiller Platz für diese unglücklichen Opfer wäre. Aber solch eine Bestattung würde unendlich Arbeit machen, und es wäre auch für einen Strafgefangenen zuviel Ehre, in einem Sarge oder richtigen Grabe zu ruhen.

Wir sind ja auch keine Menschen mehr, leben vielmehr wie Tiere aus. Die Haare auf dem Kopfe und im Gesicht langsam wachsend, die Lippen aufgeschwungen, so sehen die meisten von uns aus und gloten auf die Bäume, halten Ausschau nach wilden Bananen. Kleidungsstücke haben wir so gut wie keine mehr an. Die meisten arbeiten völlig nackt, Schuhe oder Strümpfe kennen wir überhaupt nicht mehr, was für uns das Schlimmste ist.

**Meine Kameraden**  
Ich würde mich eines Versäumnisses und einer Nichtbeachtung schuldig machen, wenn ich nicht auch bei der Schilderung meiner Erlebnisse meiner Kameraden gedenken würde, die sich mit mir bei der Ausführung meiner Fluchtpläne zur Seite stellten und mir treue Kameradschaft leisteten. Die Zahl der Deutschen in der Region wie auch in den Strafkolonien ist sehr groß. Allerdings nicht bei allen ist das Gefühl der Kameradschaft und der Zusammengehörigkeit vorhanden, wie es bei Menschen, die fern von der Heimat einem schrecklichen Schicksal überlassen sind, anzutreffen sein sollte. Mancher denkt nur an seinen eigenen Vorteil, um bestmöglichst es ihm nicht darauf ankommt, seinen eigenen Kameraden und Kameraden zu verkaufen. Die Auswahl der Gleichgesinnten, die mit mir bereit waren, die Fluchtpläne auszuführen, war deshalb nicht leicht. Mit größter Vorsicht mußte man vorgehen. Jedes Wort mußte abgemessen werden, nur allmählich und Schritt für Schritt konnte man den Kameraden die Absichten mitteilen, und für die Teilnahme an der Ausführung der Flucht vorwinnen. Auf diesem Wege gelang es mir, noch neun deutsche Kameraden zu Freunden zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)